

*aus:
Kruscher, Handlidiät geübet*

DIE MAUSEPREDIGT

Zehn Minuten vor Schulbeginn! Meiner Gewohnheit gemäß saß ich bereits am Lehrertisch der vorletzten Realschulklasse, legte meine Bücher zu recht, gab mich beim Anblick des Adventskranzes ein wenig der aufkommenden Weihnachtsstimmung hin und ließ die Temperamentsausbrüche der schwanzenden Fünfzehnjährigen getrost übersprudeln. Was sie jetzt loswurden, mußte sich während der Stunde nicht erst auf die Lippen drängen. Zudem zeigte das Kalenderblatt den achtzehnten Dezember und damit bereits die nahenden Ferien. In den Köpfen wirbelten wohl Skier, Fahrten zu Großeltern und Geschenke ka-leidoskopartig durcheinander. Vergnügt lauschte ich dieser verrauten Ouvertüre, in der jedenfalls die lustigen Klarinetten den Sieg behielten vor sanften Geigen und ernsten Celloklängen aus gesisteren Bereichen.

Auf einmal schmetterte eine Trompete. Man kann sagen, eine Fanfare mit Fahne, die Margrits Wag-

pen trug. Ja, so lie-
pen im Zustand wilde
»Und ich geh doch
... und wenn sie
stellen!«

Aus den Worten
fontänen, die vor
folgten, konnte i
Ich rief daher di
heraus, um ihre
Seelenlage zu no
dinnen drängten
gleichzeitig abge
waren, ergab sich
eine sehr beliebte
ßen Teil der Kl
schließendem Hüt
gasgebenden El
ein kleines Jagdh
plante Winterve
Weihnachtswunsc
Weshalb Margrit
nahme strikt un
ermitteln. Das Ve
sein. Es war abe
Ferienpläne hatt
die Gründe, wa
Eltern wahrschei
das Mädchen vö

scher Trotzreaktion den heimlichen Besuch der winterlichen Zusammenkunft als Selbstverständlichkeit hin und erging sich, endlich ruhiger geworden, in allgemeinen Erörterungen über Zwang und Biegung durch Eltern und Lehrer. Als es zum Stundenbeginn klingelte, schloß sie mit der Feststellung, daß es überhaupt keine Freiheit mehr gäbe, nicht in der Schule, nicht zu Hause, nicht auf der Straße ... nie und nirgends und nirgends und nie ... höchstens in der Wüste Sahara oder am Nordpol.

Man kann einen Motor nicht reparieren, so lange er rast. Und es wäre sinnlos gewesen, Margrit gut zuzureden, bevor die Erregung erloschen war. Auch kannte ich ja die tieferen Ursachen des Verbotes nicht. So scheuchte ich das ganze Rudel ins Gehege zurück und begann meine Stunde in herkömmlicher Weise. Doch immerzu klang dieser Schrei nach »Freiheit« in mir nach, verband sich mit dem Stoff der Unterweisung, verdichtete sich und drängte mich, vor dieser Klasse dem Gedanken der irdischen Freiheit einmal gründlicher nachzugehen und ihn aus christlicher Schau heraus zu beleuchten. Ein Kriegserlebnis kam mir in den Sinn und diente mir als Gleichnis.

Bald war ich mitten im Erzählen ...

Es war zur Frühlingszeit im Norden Rußlands. Die Suche nach einem Bataillonsgefechtsstand führte mich durch einen Birkenwald. Weich trat

der Fuß in moosige
mige riesige Birken
unter schlank und
heißung für die Be
aus allen Zweigen
Noch hatten die Gee
gesicht der Landest
angsterfülltes Schw
densoase inmitten e
der mit fernem G
gewehrstoß deutlic
so zu wandern im f
Da erhellten blan
Strahlen das traum
innerte mich einer
blitzes seichtes Uff
seine Grenze.

Ich trat auf eine Li
penartig in die We
fene Hügel — erwä
entfernt — sahen
wieder da! Klein
gelehnt — stand
der Uniform des
mich aus seinen sch
nen freundlich grü
Ausheben eines neu
sauber abgestroche
ungewöhnlich tief

friedensmäßig stellen Wänden. Daneben lag ein roter Kamerad, von einer Zeltbahn bedeckt, so daß nur die Füße unnatürlich verdreht, in grauen Wehrmachtssocken, darunter hervorsahen. Für einen Augenblick hob ich die Decke über dem Haupt des Gefallenen. Was ich sah, zerstörte die letzte friedliche Illusion, die mir aus dem Gang durch den Wald geblieben war. Ich ließ die Zeltbahn fallen und versuchte mich mit Zeichen, Parolen und russischen Sprachbrocken mit dem Torengräber zu verständigen. Nach allem, was ich dem mir fremden Wortschwall entnehmen konnte, war in Kürze eine kleine Abteilung von Kameraden des Toten zu erwarten, die ihm die letzten Ehren erweisen wollte. Sie würden erfreut sein, den Divisionsgeistlichen unerwartet hier zu finden, der die Beerdigung vornehmen könnte. So stand ich, der Soldaten harrend, neben dem kleinen Mann an der einen Breitseite des Grabes. Er war Mohammedaner, fremder Rasse und Sprache. Aber ein solches Grab würde unser aller gemeinsames Schicksal sein.

Über die Birkenwipfel hinweg hörte man das Rollen der Front, die Sprache des Hasses. Der Blick auf diese letzte Erdentüre rückte uns beide irgendwie enger zusammen, machte ihn mir zum Menschenbruder. Plötzlich schrak ich auf aus dem stillen Sinnen. Auf der Sohle des Grabes hatte sich etwas bewegt. Näher trat ich heran, und auch

der andere wurde kleine, graue Felder die Steppe offenbart verzweifelt bemüht nis zu befreien. Die wegenden Gestalt lich erscheinen man Angst. Sie sauste und immer wieder Wänden hochzukommen stets aufs neue, die zu erproben.

Mir tat das Tierleimilk oder Tatar solchen Auftrag verstehen, er möchtehen aus seiner Tracht machte ich die Abszerns auf die seine Fassungskratze eine kleine Maus er meine Gesten einem Mundwinkeln einen Satz im Gängstige Lebewesen konnte. Dann sprach mich lobheischend Ich verzichtete versuch und ließ

halb hatte ich nicht selbst die Maus befreit? Wie vernochte ich ihm einen Vorwurf zu machen, der im Dienst der Zerstörung stand und nun auf einmal begreifen sollte, daß hier jemand Leben erhalten wollte?

Nach einer Viertelstunde kamen sechs Kameraden aus dem Walde, Infanteristen, abgerissen, staubbedeckt und mit erschöpftem Soljpers Fuß vor Fuß setzend. Der hinterste in der Reihe trug ein einfaches Holzkreuz. Wir legten den Toten ins Grab. Ich hielt eine kurze Ansprache und betete mit ihnen gemeinsam das Vaterunser; die Männer salutierten. Sie ließen das Birkenkreuz mit der quergestellten Namensscheibe zurück und gaben dem Torengräber das Zeichen zum Zuschütten des Grabes. Anschließend rückte ich mit ihnen ab und fand mit ihrer Hilfe sehr bald den gesuchten Baraillongefechtsstrand.

Erst viel, viel später, in geordneten Friedenszeiten, wurde ich mir der tiefen Symbolkraft dieser Episode bewußt: So sind wir Menschen ins Erdenleben geworfen, wie die Maus ins offene Grab. Ohne unser Wissen und Wollen. Zwar leuchtet auch dort hinein die Sonne und das Singen der Vögel erklingt neben dem vielfachen Dröhnen menschlichen Zerstörungswillens. Wir haben die »Freiheit«, im gegebenen Rechteck hin- und herzu laufen, uns in engen Grenzen so oder so zu entscheiden, zu arbeiten, zu lieben, uns zu freuen, zu

leiden, zu kämpfen
Gedanken ist du
Schanke gesetzt. V
hinaufklettern mi
doch immer wied
uns aus den Zwe
Und es gibt keine
lung als den Tod
ren sehen Tag für
schrecken uns, h
liche Weise doch
sie Tod und Te
hastendes zittern
endgültigen Vern
Es gäbe nur ein
Wenn einer hina
Wesen herauszü
der Unendlichkeit
Dies aber ist dur
los und Erdenaus
uns teilte, um —
für alle Gejagten
ihrer Not helfen
diesem Glauben
sich frei inmitten
Gegenwart der
schon hier sein
Weite und sich d
ren Mimenstehen

weisen. Die Bibel nennt dies: »Die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.«

Hier brach ich ab; ein Großteil der Mädchen blickte gerade vor sich hin, als ob Lehrer, Mitschüler, Bänke und Wände nicht mehr vorhanden wären — Fernaugen! Welcher Lehrer kennt sie nicht? Ob sie durch das flimmernde Sonnengrün des Birkenwaldes schweiften, sich im Grab an der verzweifelten Maus verfangen oder darüber hinaus in manernsprenge ewige Klarheit mündeten . . . ich weiß es nicht.

Kommende Fragen in dieser oder in den nächsten Stunden mochten es erweisen. Würde Margrit nach dem Unterricht herauskommen und nochmals, etwas ruhiger, ihren »Fall« mit mir besprechen? Er war ja nur die Anregung zur Weiterführung des Freiheitsgedankens gewesen und hatte mit dem Problem nicht unmittelbar zu tun. Was weiß ich? Was weiß ein Lehrer überhaupt von der Wirkung seiner Worte? Bringen sie Früchte — heute — morgen — in zehn Jahren — oder nie? Es werden ja auch Millionen Samen über die Erde gestreut, die verloren gehen.

Aber irgendwo faßt vielleicht doch so ein Körnlein Grund und wird zu Blüte, Blatt und Frucht. Dann haben wir weitergegeben, was wir erfahren haben und darauf dürfen wir hoffen, wir gejagten Menschen im irdischen Geviert, mit der Gewißheit der großen Freiheit im Herzen.

Wir zählten so in
mittleren bayrischen
Übungsschule, die
dort war.

Unsere Weltanschauung
gütiger Gott, dessen
uns gerichtet für
hochgezwirbeltem
unter adlergekröntem
regent mit vielen
und einem grauen
wir nicht nur an
fromm und milden
solche Eigenschaft
Dann gab es die
die unser täglich
alles war eingeleitet
und gesicherte Welt
kein Schluß das
Bunnen der großen

Frontzeit erlebte, paßt wenig in den Rahmen dieser Berichte. Gemeinsame Not und gemeinsame Todessnähe schlug über Nacht eine Brücke von Mensch zu Mensch. Die jungen Männer, die meiner bedurften, mußte ich nicht mehr suchen. Sie warteten auf Zuspruch, auf Hände, die die ihren hielten, bis sie im Tode erstarrten.

aus: Wunder, Pädagoge ungewöhnlich

»REINE WESEN - AUF DER WILDEN ERDE«

Jean Paul sagt: »Ein erstes Kind auf der Erde würde uns als ein wunderbarer ausländischer Bengel erscheinen, der, ungewohnt unserer fremden Sprache, Miene und Luft, uns sprachlos und scharf, aber himmlischrein anblickte, wie ein Raphaelisches Jesuskind, und daher können wir jedes neue Kind auf ewig an Kindes Statt erwählen... So werden täglich aus der stummen unbekanntem Welt diese reinen Wesen auf die wilde Erde geschickt, und sie landen bald auf Sklavenküsten, Schlachtfeldern, in Gefängnissen zur Hinrichtung, bald in Blütenältern und auf reinen Alpenhöhen an...«
Richtig verstehen konnte man den ersten Teil dieses Wortes vor allem in der Not des Krieges.
Ein Soldat, der schwerverwundet in seinen Schmerzen auf dem Hauptverbandplatz im Stroh liegt, fühlt sich wohl irgendwie als ein Teil des Ganzen mit hinein verwoben in ein schicksalhaftes Geschehen und versucht von hier aus sein Leiden zu verstehen. Aber was soll ein Kind zu tun haben mit Un-

barmherzigkeit und Tod? Es wurde geboren, um geliebt zu werden, um selbst zu lieben, um sich anzuschmiegen, um sich im Schutz der Alten geborgen zu fühlen, um zu spielen und um glücklich zu sein. Erschütternd ist der Anblick eines Kindes, das mit erstarnten, weitaufgerissenen Augen, die fast erloschen sind vom überstandenen Schrecken, auf den Mauern seines Elternhauses sitzt, während die Mutter in der Asche wühlt nach verschütteten Gegenständen. Mit einer müden Bewegung und ohne die geringste Spur eines Lächelns in dem abgeworbenen Gesichtchen bewegt es einen zerbrochenen Dachziegel hin und her — eine letzte Erinnerung an das unbekümmerte Spiel, welches der Krieg unterbrochen . . .

Es war im letzten Teil des Polenkrieges. Der Hauptverhandlungsplatz, denn ich mich für einige Tage abgeschlossen hatte, lag in einem Villenort vor den Toren des belagerten Warschau. Reichum, Elnganz, frohes und gepflegtes Leben erfüllte wohl noch vor drei Wochen die hübschen weißen Häuschen, die Ziergärten, die buchenumsäumten sauberen Straßen.

Jetzt waren die Gärten zertrampelt, die Wege mit Ziegeln und Schutt bedeckt, und trostlos hingen die Telegraphendrähte von geborsternen Masten. In den bisherigen Wohn- und Schlafzimmern, auf den sonnigen Glasveranden lagen verwundete deutsche Soldaten, da wurde operiert, gehofft, gelitten, gestorben.

Am Nachmittag meines Geburtstages hatte ich die Lazarethhäuser der Reihe nach besucht, saß nun in

einer Kegelbahn neben der Bahre eines Sterbenden, der ohne Bewußtsein war, und schrieb nach Hause. Der Mann war durch einen Kopfschuß dem Tode geweiht. Gegen Abend tat er leise seinen letzten Seufzer. Ich notierte das Notwendigste, um den Angehörigen über das Auslaufen dieses jungen Lebens berichten zu können, verließ dann den Raum und meldete auf der Schreibstube, daß der Tod eingetreten sei.

Da inzwischen keine neuen Verwundeten angekommen waren, schlenderte ich ein wenig zwischen den Gärten hindurch und freute mich des lauen, fast sommerlichen Septemberabends. Unversehens stand ich vor einer geräumigen Villa, aus deren halboffenen Erdgeschossen Kinderstimmen drangen. Der eigenartige, fast magische Reiz, den in der männlichen Härte des Krieges alles Wärme und Reine auf den Soldaten ausübt, zog mich unwillkürlich in dieses Gebäude, das sich durch die Flagge des roten Kreuzes und eine Tafel mit polnischer Aufschrift von den anderen unterschied.

Ohne es zu ahnen, war ich in ein Kinderlazarett geraten. In den Betten lagen Kinder jeden Alters, mit Verwundungen, wie sie in früheren Feldzügen nur den Kämpfenden zukamen. Da gab es amputierte Beine, jammervolle Armstümpfe. Hier sah man ein Mädchen mit völlig verbundenem Kopf, das wohl nie mehr die Sonne schauen würde. Leises Wimmern und klägliches Weinen erfüllte den Raum, unterbrochen von fröhlichem Lachen. Leicht verletzt, das die Tragik der ganzen Lage besonders deutlich machte. Neben den Betten saßen Mütter,

hielten die unruhigen Hände ihrer Kinder, streichelten sie und trösteten in einer fremden Sprache, deren Inhalt im zärtlichen Klang der Liebe gleichwohl von jedem zu verstehen war.

Ich hatte mir die Taschen vollgestopft mit Traubenzucker aus meinen Geburtstagspäckchen, um für verwundete Soldaten etwas bei mir zu haben. Nun freute ich mich, daß ich den Kindern etwas davon schenken konnte. Aber gleich die erste Mutter schob mir höflich, jedoch mit eiskalter Gebärde die Tüfelchen zurück. Wie mußten diese Menschen uns hassen! Jeder, der eine feindliche Uniform trug, schien ihnen wohl schuldig am Elend ihrer Kinder. In großer Bestürzung verließ ich das Krankenzimmer und kam in einen dunklen Gang, der am Ende durch das helle Rechteck einer offenen Tür begrenzt wurde. Vor mir lag ein Zimmer im grellen Schein einer Operationslampe. Polnische Ärzte, in weißen Kitteln, bereiteten einen kleinen Jungen zur Operation vor. Sein Jammern ging mir durch Mark und Bein, bis endlich die Narkose sein Elend in wohlthätiger Nacht versinken ließ...

In diesem Augenblick geschah innerlich etwas mit mir. Schnell ging ich aus dem Hause. Es schürte mir die Kehle zu, und ein stilles Weinen wollte mich schütteln. Ich war erfüllt von einer tiefen Scham. An den unschuldigen Kindern sind wir Erwachsenen schuldig geworden, hüben und drüben. Die Welt der Großen wird immer aufs neue mit solcher Schuld beladen. Und doch könnte gerade über ihrem unschuldigen Jammer der Friede geschlossen werden, so wie streitende Eltern schon des öfteren sich



wieder die Hände gereicht haben über der Reinheit ihrer Kinder . . .

Zwei Jahrzehnte sind seitdem vergangen. Es war Passionszeit, und ich stand vor einer achten Volksschulklasse und sprach über den Gekreuzigten des Isenheimer Altars, dessen Reproduktion ich an die Tafel geheftet hatte. Zum erstemal tauchte aus dem Gewirr der Erinnerungen jenes Geschehen plötzlich wieder vor mir auf. Ich erzählte diesen frischen, von Leben, Wohlgenährtheit und Gesundheit strotzenden Schülern und Schülerinnen mein Erlebnis im Lazarett der Kinder.

Von da aus versuchten wir zu verstehen, wie unschuldiges Leiden zur Erkenntnis der eigenen Schuld führen kann.

Der nach unten gebogene Querbalken des Isenheimer Kreuzes machte uns nachdenklich. Ich fragte, was man sich dabei wohl vorstellen könne. In meinem etwas dogmatisierten Denken verlängerte ich die Krümmung des Balkens und sah eine Erdkugel mit den abgeplatteten Polen vor mir und die Gestalt des leidenden Erlösers in der Mitte.

Wie viel einfacher war die Erklärung, die ein dreizehnjähriger Junge herbeibrachte! Die »Last der Sünde« einer ganzen »Welt«, meinte er, drücke die Balken des Kreuzes nach unten, weil sie auf dem Kreuz liege. Das kurz zuvor gelesene Wort vom »Lamm Gottes«, welches »der Welt Sünde trägt«, mag ihn zu solcher Überlegung veranlaßt haben.

Schüchtern hob Ingrid den Finger. Ihre Deutung war herzlich und dabei so tief, daß man sich schämen mußte, nicht selbst darauf gekommen zu sein. Die

nach unten gebogenen Balken, flüsterte sie, seien die Arme Jesu, die alle in ihren Schutz nehmen wollten, die unterm Kreuze stünden.

Im Konfirmandenunterricht erinnerte sich dann ein Schüler durch meine Frage an den Regenbogen Nochs, und er hat die Gedankenbrücke zum Friedensschluß zwischen Gott und den Menschen auf Golgatha gefunden.

Sechzehnjährige Mädchen einer höheren Schule lasen daraus eine sinnbildliche Darstellung der wahren Menschwerdung des Herrn, weil alles zur Erde deutete und man im Geiste noch den Schrei höre: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Aber alle Lösungen überstrahlte doch Ingrids Antwort von den ausgebreiteten Liebesarmen. Hier hatte nicht rechnender oder klügelnder Verstand gesprochen, sondern ein reines, frommes Herz. Wenn ich doch die Religionsnote aus dem Zeugnis verbannen und sie durch eine bloße »Bemerkung« ersetzen könnte! Bei gerechter Beurteilung müßte ein fleißiger, intelligenter Schüler, der geschickte Antworten gibt, aber ohne jede religiöse Tiefe ist, dennoch die beste Note bekommen. Hingegen wäre man gezwungen, einem zurückgebliebenen Kinde, das einfach nichts behalten kann, eine schlechte Note zu geben, selbst bei einwandfrei erkanntem tiefen Mitgehen.

Freilich sind wohl wenige Lehrer solcher Barbarei fähig. So werden eben meistens an alle Kinder nur gute Noten verteilt, was wiederum mit Gerechtigkeit wenig zu tun hat.

Was auch schwach begabte Kinder vermögen, das habe ich bei einem Besuch in Neuendetteisau erfahren, den ich nie vergessen werde.

Innichten meines Mütterkreises war ich dorthin gefahren, in jene Siedlung der Nächstenliebe, die Wilhelm Löhle einst gegründet hat. Wir saßen in den Bänken des Kirchenraumes, der zur Heil- und Pflegenstalt gehört. Hinter uns, auf der Orgel-empore, war ein Chor geistesschwacher Kinder aufgestellt.

Die Kinder sangen unter der Leitung einer Diakonisse. Einstimmig, rein und ungemein schlicht. Aber wie sie sangen! Es war kaum jemand unter uns, der sich der gewaltigen Wirkung hätte entziehen können. Hier gewann das Psalmwort Gestalt, daß Gott aus dem Munde der Kinder sich eine »Macht« zugerichtet habe. Dieses Singen brach so sehr aus der Tiefe kindlich gläubiger Herzen, daß man vermeinte, alle bisher vernommenen Bekenntnisworte dahinter verklingen zu hören.

Als der Vers kam: »... so laßt uns nun dem lieben Herrn mit unserm Kreuz nachgehen und wohlgenut, getrost und gern mit ihm im Leiden stehen...«, da trat zu dem Glauben noch das eigene Leidenserlebnis der Kinder hinzu. Die kunstvollste Aufführung der Matthäuspasion in einem großen Dome kann einen Hörer nicht derartig ergreifen — es sei denn, daß wirklich gläubige Künstler das Werk Meister Bachs gestalteten.

Ja, wer eine fromme Kinderseele mutwillig zerstört, der mordet ein Stück Gottes mit ihr. Daran sollten wir Pädagogen immer denken.

WEIHNACHTLICHES INTERMEZZO

In der Not meiner eigenen Gymnasialstanzzeit sah ich das Schuljahr jeweils wie einen breiten, gefährlichen See mit drei Inseln vor mir liegen. Am ersten Septembertag sprang man, wohl oder übel, ins Wasser und kämpfte sich gegen Sturm und Wellen hindurch, bis zur rettenden »Weihnachtsinsel«, die schneebedeckt war und einen kerzenfunkelnden Christbaum in ihrer Mitte trug.

Wieder galt es weiterzuschwimmen, durch Eisschollen und Klüppen, der freundlichen »Osterinsel« entgegen, mit ihren ersten Knospenbäumen und den gelben Schlüsselblumen am Ufer.

Bei der dritten und letzten Strecke brannte die Sonne mächtig auf den Schwimmer herab, böse Wetter zogen auf, tobten und wollten ihn verschlängen.

Doch die erlösende Insel kam näher, fast unübersehbar langgestreckt lag sie vor den Augen des erschöpften Kämpfers. Sie barg liebliche Seen, Berge, Wiesen mit weidenden Kühen, und wer diese »große

Ritt in den Morgen

Das bewundern, will auf der Reise

fühlte sie sich zurückversetzt in ihr einsiges Steppenda-
sein, Urinstinke wachten auf, und sie flog auf leichten
Fesseln über den Grasboden, bis sie von selbst ermüdete
und sich schnaubend und mit heißen Flanken wieder ein-
fangen ließ.

Im Walde wich sie keinem umgestürzten Baumstamme
aus. Sie nahm das Hindernis aus purem Vergnügen. Ge-
fährlich wurde es nur, wenn ich mich so verhielt, als sei
der Raum irgendwie beschränkt, und mit Zügel und
Schenkel allzu jäh auf sie einwirken wollte.

Bei einem solchen Fehlverhalten des Reiters rutschten
'Kastanie' einmal auf feuchtem Boden alle vier Beine un-
terem Körper weg. Sie stürzte, sprang aber gleich wieder
auf, während ich selbst, weit weggeschleudert, ziemlich
verdutzt meine Knochen auf ihre Unversehrtheit hin ab-
tastete. Mir verknaxtem Kreuz, aber sonst wohlbehalten,
humpelte ich durch das Gras und suchte Brille und
Mütze. Erst als ich beides gefunden hatte, sah ich mich
nach der Hauptsache, nach meinem Rößlein, um, das
sich, friedlich grasend, seiner unbeschweren Freiheit er-
freute.

Nun begann ein neckisches Spiel. Kaum war ich auf
zwei Meter herangeschlichen, als 'Kastanie' auch schon
wieder im kurzen, munteren Trab den Weidplatz wech-
selte. Das wiederholte sich mehrere Male. Zuletzt fiel sie
auf einen plumpen Trick herein. Ich hielt ihr einen Bü-
schel Gras entgegen, und obwohl sie das am Boden tau-
sendfältig selbst hätte finden können, zog sie die Gabe
aus Menschenhand vor und ließ sich dabei willig am Zü-
gel fassen und besteigen.

In Rußland, wo die Steppe bis zum Horizont reicht, die
Flüsse so breit sind wie bei uns die Seen, die Birkenwä-
lder kein Ende nehmen und durch die Dörfer eine einzige
gerade Straße führt, an deren Seite die Häuser sauber
aufgereiht stehen, in diesem Lande, da alles gewaltig und
weit ist, was bei uns in seiner Ammut und Ziellichkeit
eine dauernde Begrenzung im Gefolge hat, lernte ich
während des zweiten Weltkrieges erst so richtig, was
Reiten heißt.

Lange Zeit stand mir in jenen bitteren Tagen eine Stute
zur Verfügung, die mit ihrem glänzenden schwarzbrau-
nen Fell den Namen 'Kastanie' nicht zu Unrecht trug.
Wir zwei verstanden uns prächtig. Betand sich mein
Truppenteil in rückwärtiger Ruhestellung, konnte ich
meiner 'Kastanie' nach Herzenslust und sicher auch nach
Lust ihres Herzens die Zügel schießen lassen. Offenbar

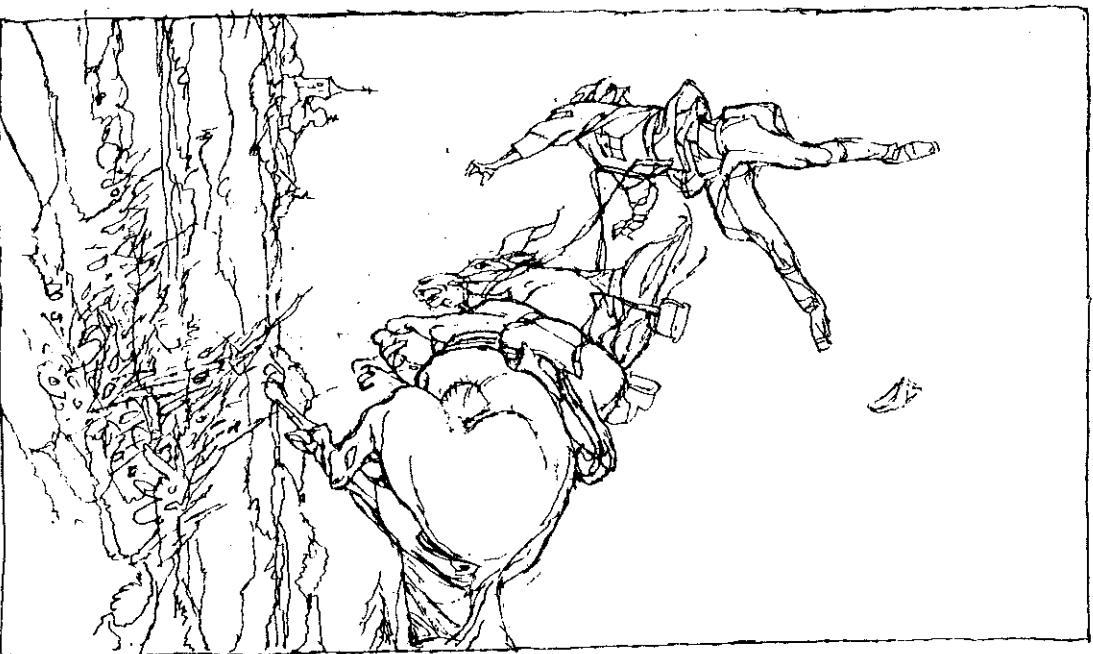
Als ich einmal auf dem Heimritt von einem Feldgottesdienst eine breite Waldwiese im Galopp überquerte, brachten mich ihre weitausholenden Sprünge in ziemliche Verlegenheit. Es muß als ein Glück angesehen werden, daß kein Augenzeuge dieses peinliche Geschehen verbreiten konnte.

Ich merkte nämlich, daß sich das Gewicht meines Rucksacks von Sprung zu Sprung verringerte. Da mir der jenseitige Waldrand schnell entgegenkam, war ich gezwungen, dem stürmischen Drängen meiner Kastanie-Einhalt zu gebieten, und konnte meine Blicke nicht nach hinten richten. Erst als die Bäume dem Lauf ein Ende gesetzt hatten, sah ich, was inzwischen geschehen war.

Quer über die Wiese zog sich eine kerzengerade, glitzernde Bahn. Ungefähr alle zehn Meter blitzte im völlig gleichmäßigen Abständen im strahlenden Sonnenlicht ein sakraler Gegenstand: ein silberner Leuchter und dann sein funkelnder Partner, ein vergoldeter Abendmahlskelch, dem ein kleinerer folgte, die versilberte Hostiendose, das große Altarkreuz, eine Flasche Wein und schließlich, rotleuchtend, die Altardecke selbst.

Die aus der Regenzeit verrottenen Rucksackschnäure hatten dem Druck der schweren Last nicht standgehalten, und so war bei jedem Galopp sprung eines der Altargeräte auf die Wiese geschleudert worden. Ein überwältigender Anblick, diese heilige Straße inmitten der unberührten Natur.

Mir war aber keineswegs heiter zumute. Mit Kastanie am Zügel mußte ich den ganzen Weg zurücklaufen, Stück um Stück aufheben und in den Rucksack praktikieren,



wobei die Stute in ihrem Ärger über den unterbrochenen Heimritt zu tänzeln begann, vor den Lichtfunken sprühenden Leuchtern scheute und mir die Arbeit des Einsammelns und Verstauens nahezu unmöglich machte. Erst nach vielen Mißfolgen und unrer wilderen Körperverrenkungen, die vom Gebrauch höchst unwürdiger Krautausdrücke begleitet wurden, gelang es mir, den Rucksack wieder zu füllen. Nur mit Hilfe der schritthemmenden Bäume kam ich endlich wieder in den Sattel, wobei sich die erregte ›Kastanie‹ wie ein Kreisel ständig um die eigene Achse drehte.

Leider fanden unsere gemeinsamen Freuden und Tänze ein jähes Ende. Das Auge eines höheren Offiziers fiel in einer Unglücksstunde auf das edle Tier. Und siehe da: ›Kastanie‹ fand Wohlgefallen vor seinen pferdegewohnten Blicken. Der hohe Herr schätzte sie ab, schätzte sie hoch und schätzte mich gering. Schon wurde das Machtwort gesprochen und ›Kastanie‹ meiner Obhut entzogen.

In der Folge sollte sich dies allerdings für mich als Vorteil erweisen. Mein dienstlicher Weg in einer veränderten Landschaft zwang mich immer mehr, sumpfiges Gelände zu durchreiten und den Weg über lange Knüppeldämme zu nehmen. Diesen Strapazen wären die zarten Gelenke der ›Kastanie‹ nie gewachsen gewesen.

Schwere Reitere mit breiten Hufen, die von Haus aus als Zugpferde gedacht waren, nahmen nun ihre Stelle ein. Sehr oft mußte ich allerdings in diesem holprigen Gelände auch auf den Dienst solcher Tragtiere verzichten und auf Schusters Rappen umsteigen. Mit Gummistiefeln

durch das Wasser pantschend und über Hindernisse kletternd, erreichte man so am besten sein Ziel.

Unvergeßlich wird mir ein Ritt in den Morgen bleiben, der beinahe zum letzten Ritt für Pferd und Reiter geworden wäre.

In einem hohen Birkenwald, nur einige hundert Meter hinter der vordersten Infanteriestellung, sollte ich zwei Feldgottesdienste halten, an denen jeweils die Hälfte der Grabenbesatzung teilnehmen konnte. Ein wundervoller Tag brach über dem weiten Lande an, als wir uns in die Sättel solch breitgebauter Sumpfrösser schlangen, ich und mein Begleiter, der kleine stämmige Gefreite mit dem Spitznamen ›Schnauzel‹.

Der Himmel hing in dunstigem Blau über uns wie ein Baldachin aus Seide, durchwirkt schon von den ersten Goldfäden der nahenden Sonnenglut. Noch strich uns die Morgenkühle um die Wangen. Die Schwärme der quälenden Stechmücken waren noch nicht zu ihren blutigeren Angriffen aufgestiegen. Dumpliklang der Aufschlag der schweren Hufe auf den Holzstämmen des Knüppeldammes. Links dehnte sich endlos das Sumpfgelände, zur Rechten begleitete uns der Rand eines Buchenwaldes, aus dem tausendfach das Trillern, Zwitschern und Jubeln der Vögel unser Ohr traf. Ab und zu vernahm man den Abschuß und Einschlag der Artilleriegeschosse. Das übliche Störungfeuer, sonst herrschte tiefer Friede inmitten des Krieges. Natürlich mußte man mit Überfällen versprengter Partisanen aus dem Walde rechnen, aber ernstlich dachten wir kaum daran. Wir gaben uns beide der Schönheit des frischen Morgens hin.

Da fiel mein Blick seitwärts auf meinen Begleiter, und ich erstarre in jähem Schrecken. Der harmlose Schnauzel trug zum Schutz gegen unerwünschte Angriffe eine Eierhandgranate am Koppel, von der sich die Kapsel gelöst hatte, so daß sie nur noch an der Abzugsschnur baumelte. Eine einzige ungeschickte Bewegung, und wir würden das Opfer einer furchtbaren Explosion sein.

So zart habe ich noch nie mit meinem Schnauzel geredet wie in dieser Sekunde. Ich mußte ja fürchten, daß er bei kräftiger Anrede eine schnelle Bewegung machen und damit unser aller Ende herbeiführen konnte. Trotzdem gab es ihm einen ziemlichsten Riß, als ich ihn flüsternd auf die gefahrvolle Lage aufmerksam gemacht hatte. Alles Blut wich ihm aus dem sonst so roten Gesicht. Jetzt durfte sein Pferd nicht stolpern, doch wie oft geschah dies bei den unregelmäßigen Bohlen. Er selbst saß wie aus Erz gegossen. Aber dabei durfte es natürlich nicht bleiben. Irgendwie galt es, diese kleine Hüllenmaschine loszuwerden. Sie vorsichtig vom Koppel zu lösen, die Schnur zu reißen und das teuflische Ding in die Gegend zu werfen, war viel zu riskant. Im Sitz würde man sie nicht weit genug schleudern können. Und wer gab uns die Gewähr, daß bei der plötzlichen ausholenden Bewegung des Armes das Pferd nicht erschrocken zur Seite springen und einen korrekten Wurf vereiteln werde?

So blieb nur eine Möglichkeit: Ich mußte die Zügel des Begleitpferdes ganz sanft übernehmen, damit Schnauzel vorsichtig absteigen, weit genug zurückgehen, die Schnur reißen und die Granate in den Sumpf zu werfen imstande wäre.

Hätten wir Pferde von der Art meiner Kasanie unter uns gehabt, wären wir vermutlich nicht einmal mehr bis zu solcher Überlegung gekommen. Unsere beiden Trimmer blieben jedoch auf ein ganz ordinäres »Brrr« stehen, und ich wurde blitzartig an Mäze und Männe erinnert.

Schnauzel drückte nun die Eiergranate ganz eng mit der rechten Hand an seinen Bauch, und es sah aus, als hätte ihn ein unerwarteter Magenkrampf überfallen. Ich faßte inzwischen vorsichtig den Zügel seines Pferdes. Sich allein mit der Linken am Sattel haltend, kroch, ja schlich er vom Pferde, ein Meisterstück der Balance, wie es nur die Todesangst zu vollbringen in der Lage ist. Auf den Bohlen angelangt, bewegte er sich tief gebückt und immer noch in inniger Verbindung mit diesem tödlichen Eisen gegen dreißig Meter von den Pferden weg, richtete sich dann auf, pöhlte die Eierhandgranate zärtlich vom Koppel, riß dann, betreit von der teuflischen Bedrohung, die Abzugsschnur und warf das abscheuliche Ding weit hinaus in den Sumpf.

Unsere Hoffnung, daß der Sumpf die Handgranate gnädig schlucken und ihre Explosion verhindern werde, erfüllte sich leider nicht. Es gab einen höllischen Krach, der die ahnungslosen und im Stehen dösenden Pferde derart erschreckte, daß sich das Schnauzelroß sofort losriß und mit fliegendem Zügel davonbrause. Meine Kuh natürlich hintennach. Der Ansprung war so jach, daß ich im Sattel raumelte und um ein Haar abgeworfen worden wäre, was bei den harten Holzstämmen dieser Pionierstraße Knochenbruch oder Schlimmeres im Gefolge gehabt hätte.

Aus: brauders Welt auf der Seiner

Die Augen eines Tieres

Doch fing ich mich wieder. Es war aber unmöglich, das stürmende Roß zunächst aufzuhalten. Erst nach hundert Metern gelang es mir, die Gewalt über das Pferd zu erlangen. Glücklicherweise war gerade hier der Knüppeldamm zu Ende, und es schloß sich ein Stück festen Bodens an, sonst wäre das Begleitpferd bestimmt auf den runden Stämmen schwer gestürzt. Auch mein Gaul war auf seiner kurzen Flucht wiederholt fast in die Knie gebrochen.

»Schnauzel kam fröhlich zurück. Für uns beide war ja die Hauptsache, daß diese üble Wärmflasche niemandem mehr schaden konnte.

Das Pferd meines Begleiters wurde erst im nächsten Dorf von einigen Soldaten eingefangen, so daß wir mit einer halben Stunde Verspätung an unser Ziel, den Birkenwald, gelangten.

Dem Leben gleichsam wiedergeschenkt, genossen wir den weiteren Ritt in den Morgen mit besonderer Inbrunst.

Die Augen vieler Tiere haben uns nun in diesen Erinnerungen angeblickt: erwartungsvolle, gierige, traurige, pfliffige, treue, stumpfe, angstgeweitete, wilde.

Ein Augenpaar aber kann ich nicht vergessen. Es wird mich verfolgen bis an mein Ende.

Auf einer weißen Schneefläche stand ein kleines Pferdchen. Seine Seite war aufgerissen vom tödlichen Stahl. Der Schnee darunter leuchtete rot von Blut, das sich immer mehr und nach allen Seiten weiterfraß. Der Kopf des Paniepferdchens mit den zottigen bereiften Haaren hing ganz tief zum Boden herunter. Von Zeit zu Zeit überlief ein Zittern den Körper. Es sah mich an.

Mit den Augen dieses todtunden Tieres hatte mich der Jammer aller schuldlos leidenden Kreatur angesehen, aller Kinder, aller Frauen, aller gehetzten Lebewesen, aller Menschen und Tiere, die durch menschliche Schuld, frei

mich gerichtet, ja gehetzt, als sei man überraschender Befehle gewärtig, die blindlings durchgeführt werden sollten.

Ich lächelte. Man lächelte ergehen mit. Ich sah wieder unbefangen vor mich hin, worauf auch die anderen Gesichter wieder unbefangen wurden. Ich begann allmählich etwas nervös zu werden unter den vielen strengberaiten Blicken und ließ meine Streichholzschnabel zu Boden fallen. Sofort beugten sich zwei ältere Personen mit größtem Eifer nieder und weit-eiferten miteinander, wer sie aufheben und mir übergeben dürfe. Hätten sie Beulen an den Stirnen davongetragen — ich glaube, es wäre ihnen eine Lust gewesen.

Einige Monate später ging es nicht mehr um harmlose Beulen, sondern um tiefste Wunden für das ganze Volk und für Millionen liebender Herzen. Der unselige Krieg hatte seinen Anfang genommen und mich vom ersten Tage an in den Bereich seiner grausamen Macht gerissen. Die Ursache all dieses Elends aber war als Keim schon in jener Eisenbahnscene zu erkennen.

Ich kam durch Jugoslawien und an den Strand des Dnjestr. Gegen Odessa, auf die Halbinsel Krim bis an die Straße von Kertsch. Hoch hinauf nach dem Lenin-grader Bezirk, hinüber nach Belgien und Nordfrankreich und wieder herüber nach Rumänien, Ungarn, in die Slowakei und nach Österreich.

Aus dem immer wechselnden Kaleidoskop dieser Jahre, die schier kein Ende nehmen wollten, seien nur zwei Erlebnisse herausgegriffen, ein heiteres und ein ernstes, weil beides in solchen Zeiten seinen Platz

hat, wobei zuletzt aber doch nur die Freude Bestand hat, die sich in der Tiefe gründet.

Flach lag das langgezogene Tarendorf in der Steppe. Am Anfang des russischen Krieges stieß uns die Eintönigkeit solcher Ortschaften ab. Nun hatte sich das Auge schon längst an die turmlosen Silhouetten der Dörfer und Kleinstädte gewöhnt.

Ein älterer Hauptmann war mit mir der Wagenkolonne vorausgefahren. Für den Stab der Division wollten wir Quartier machen. Die einzige Straßenzelle erstreckte sich völlig menschenleer vor unseren Blicken. Daß aber das Leben hinter den Lehmannern der niederen Häuser noch nicht erstorben war, verriet Kleinkindergeschrei und Hundegebell, das in allen Ländern der Welt gleich klingt. Aus einer fester gebauten Unterkunft trat ein uralter Tatar mit einem Gesicht wie gebrannter und rissig gewordener Lehm. In seinen knöchigen Händen mit den hohen Adern hielt er einen lebendigen Hahn, der erschreckt das Weiße in seinen Augen sehen ließ und, ins Verhältnis gebracht, dem Tataren an Alter gewiß nicht nachstand. Aus der feierlichen Verbeugung des Greises erkannten wir die Absicht, daß er uns im Namen der Dorfgemeinschaft begrüßen und uns das gefänderte Gastgeschenk überreichen wollte. Ich weiß nicht mehr, war es allgemeine Menschenfreundlichkeit oder fürchteten wir für unsere Zähne — jedenfalls lehnten wir mit höflichen Gebärden den Gockel ab, worüber der Obertatartare jedoch gar nicht unglücklich war.

Da das Dorf nicht mehr stark bewohnt war, ging unsere Arbeit rasch und mühelos vor sich. Wir schrie-

1918

Kruscher

ben mit Kreide unsere Zeichen an die Türen und Scheunentore aller Höfe, die belegt werden sollten, und betraten als letztes ein aus soliden Steinen errichtetes Gebäude, aus dessen Innerem uns lebhaftes Stimmengewirr entgegen scholl. Der große, verhältnismäßig hohe Wohn- und Schlafraum diente offenbar den Frauen des halben Dorfes als Versammlungsort. Säuglinge lagen auf den Betten, Kleinkinder liefen oder krabbelten fast nackt kreuz und quer durch das Zimmer. Wir merkten sofort, daß hier nichts mehr zu belegen sei, und wollten uns diskret zurückziehen. Dies aber schien unvereinbar mit der Gastfreundschaft des tatarischen Volkes. Der Hauptmann und ich, wir sahen uns im Augenblick von Frauen und Mädchen umringt und in zwei alte, unbequeme Großbraterstühle mit hohen Lehnen genötigt. Dort wurden wir regelrecht festgehalten und unsere Oberarme auf die Seitenlehnen gedrückt, als wollte man uns auf elektrische Stühle schnallen. Die sonst so bewährte Zeichensprache und unser geringerer russischer Sprachschatz halfen in diesem Falle überhaupt nichts. Die Frauen umschatteten uns wie eine Herde aufgeschuchter Gänse. Weder ihre weiteren Absichten ahnten wir, noch verstanden wir ein einziges der stets wiederholten gleichen Worte. Doch spürten wir, daß man uns einfach Freundlichkeiten erweisen wollte. Hätten wir gewußt, welcher Art diese sein sollten — keine Flucht wäre uns schnell genug gewesen.

Die älteren Frauen traten zurück. Dafür kamen zwei Mädchen auf uns zu mit einer Schlüssel voll Kartoffelbrei, einem Tonkrug und Wassergläsern, die nahezu

blind waren vor Schmutz. Wir aber sahen zunächst nur die ungewöhnlich hübschen Tatarinnen; sie setzten sich auf eine Arnlehne unserer Sessel, die wir höflicherweise frei gemacht hatten, und funkelten uns mit lustigen Kohlenaugen aus ihren geschlitzten Lidern an. Sie trugen bunte Stammeskleidung mit Hosen, allerlei Zipfeln und Messingglöckchen und waren voll aufregender Körperlichkeit. Aber dies war das letzte, was wir von ihnen wahrnehmen konnten. Von da an mußten wir nämlich alle unsere Kräfte und Sinne einsetzen, um nicht aus Gastfreundschaft erstickt oder ertränkt zu werden. Tief tauchten sie ihre tatarischen, mit Blumenmustern bemalten und gelackten Schöpflöffel in den warmen Kartoffelbrei und klatschten uns den Inhalt in den Mund. Unsere verzweifelte Abwehr hielten sie für eine reine Anstandsgeste und verdoppelten ihre liebevollen Bemühungen. Nach jedem Löffel Brei drängte man uns ein mostähnliches Getränk auf, wobei uns die Gläser randvoll an den Mund gesetzt wurden, so daß ein großer Teil sich über die Uniform ergoß, die ohnehin schon mit Kartoffelbreiflocken gesprenkelt war. Die Arme der übrigen Frauen umringte uns aufs neue und hielt uns nieder.

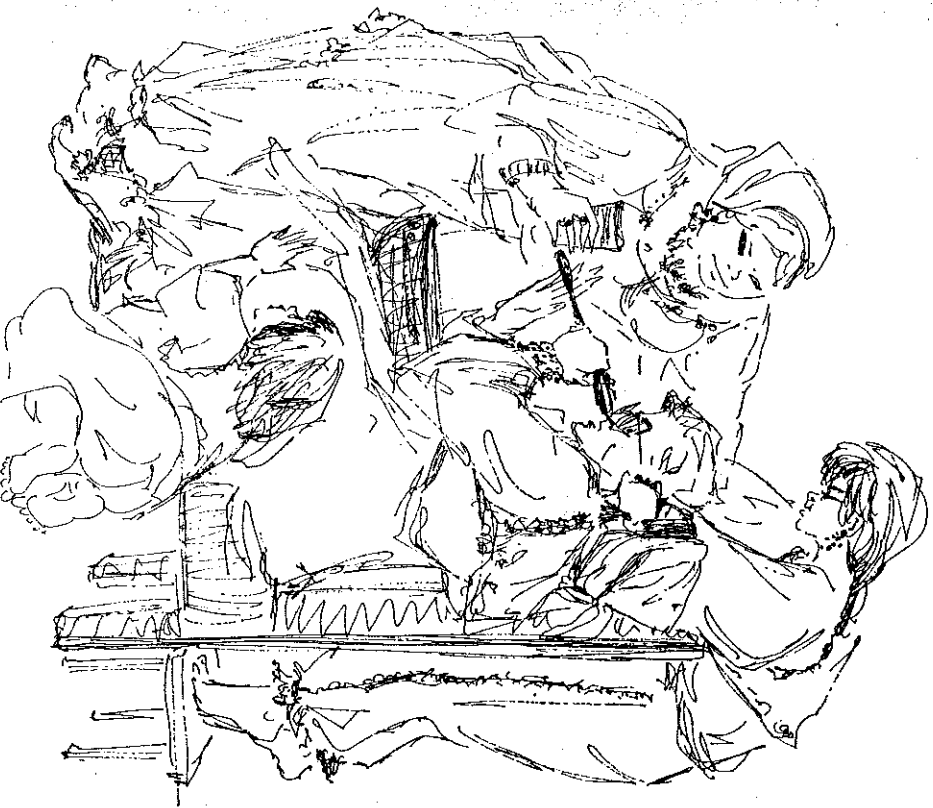
Den Sinn der Zeremonie erklärten wir uns so: für den Gast ist genug zu wenig, er muß von allem übergenug bekommen. Man hätte uns wohl bis zum Grund der Schlüssel und des Kruges gezatzt und getränkt, wenn wir uns nicht endlich wütend und gurgelnd aus den mäoderischen Sesseln befreit und den Absperrungsring tatarischer Liebe durchbrochen hätten.

Während wir prustend im Zimmer standen und an uns herumwischten, formierte sich in Sekunden schnelle die ganze Belegschaft zum Tanz. Die alten und jungen Frauen — darunter auch unsere beiden unbarmherzigen Mädchen — bildeten einen Kreis, klatschten in die Hände, sangen in den schrillsten Tönen und stampften mit den Füßen.

Auf einmal löste sich eins der Mädchen aus dem Zirkel und hob, in Richtung auf uns, einen Teller empor, als wollte sie ihn vor unseren Füßen zerschmettern. Unwillkürlich wehrten wir ab. Da wurde der Teller friedlich auf das Büfett gestellt. Doch das gleiche Spiel wiederholte sich immer wieder. Tassen, Porzellanobst und Nippsachen, ja sogar Christbaumkugeln, die dort wohl zur Ausfuhr fabriziert wurden, hielt man uns mit fragenden Blicken hin, um sie dann wieder niederzustellen, weil wir jedesmal abwinkten.

Da ritt meinen Begleiter der Teufel. Er machte dieselbe Bewegung zum Boden hin, wie er sie bei dem Mädchen sah.

Was nun geschah, war wahnsinnig, unfasslich und nur aus wilden Urinstinkten zu erklären: Mit kehligem Geschrei stürzten sich die Mädchen und dann auch die Frauen über alles Zerbrechliche in der Stube, zerschmissen Tassen, Teller, Nippsachen, das künstlerische Porzellanobst samt der dazugehörigen Schale und ließen den Inhalt einer ganzen Kiste mit Christbaumkugeln folgen. Als nichts mehr zu finden war, das man hätte zerschmettern können, begannen sie erneut einen tollen Ringtanz über die knirschenden Scherben hinweg — mit unablässigem Klatschen,



Stampfen und Schreien. Der Tanz steigerte sich zu hektischer Raserei . . .

Inzwischen rückten unsere Kameraden ins Dorf ein. Sie hörten schon von Ferne das bacchantische Gebrüll. Ihre erstauten Gesichter erschienen an allen Fenstern. Es mag einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht haben, als sie ihren Divisionspfarrer und den Kommandanten des Stabes inmitten einer tobenden Frauenhorde auf Porzellanscherben stehen sahen, hilflos betreten und von oben bis unten naß und eigentümlich verschmiert.

Immerhin löste uns ihr Anblick aus der Erstarrung, wir traten den Rückzug an und wurden draußen mit großem Hallo begrüßt.

In der Folgezeit grübelten wir oft und vergeblich über den Sinn dieses Trank-, Speise- und Scherbenopfers nach, das man uns Sterblichen dargebracht hatte. Denn in der Tat — wir gingen in nichts den Göttern.

Dies geschah im sonnigen Herbst, beim Vormarsch auf der Halbinsel Krim, als wir noch die Nachhut der Armee bildeten. Bald darauf wurden wir voll eingesetzt, und das Lachen verging uns.

Aus dem langen, blutigen und zunächst erfolglosen Ringen um Sewastopol möchte ich, als Herzstück der Erinnerungen, ein Erlebnis am Heiligen Abend berichten.

Es war jener eisige russische Kriegswinter, der Stein und Bein gefröhren ließ und die schlecht dafür ausgerüstete Truppe in das größte Verderben stürzte. Sogar auf der Krim sank das Thermometer tief unter Null. Der Schnee deckte hart und fußtief den Boden.

der sich in den schlimmsten Winterwochen selbst den Toten verschloß, uns Lebendigen den bergenden Schutz verwehrt und den aufschlagenden Granaten tödliche Streunungskraft verlieh.

Am Nachmittag des 24. Dezember herrschte heftiges Schneetreiben. Ersatztruppen, die in dem tatarischen Städtchen einrückten und am kommenden ersten Feiertage in den häßlichen Kampf im Kuschelgelände um Sewastopol geworfen werden sollten, stemmten sich todmüde gegen den wirbelnden Schneewind. Die weißen, weichen Flocken — in der Heimat einst an Weihnachten so froh begrüßt — deckten die Windseite der Männer, drangen ins Genick, füllten Mund und Augen, hingen an den Wimpern, benahmen den Atem und waren des Menschen Feind.

Ich sah die blutjunge Mannschaft in die Quartiere tunnen. Die wenigsten hatten die achtzehn übersritten. Sie schimpften und fluchten. Die meisten aber waren von einer verbitterten oder erschöpften Stummheit, die ergreifender wirkte als lautwerdender Unwille.

Ich dachte bei ihrem Anblick an die vielen, vielen, die ich schon in die sommerwarme und herbstliche Erde der Krim gebettet hatte, und mich bedrückte die Gewißheit, daß auch ein Teil unserer Jüngsten in den Weihnachtstagen an der Front fallen würde.

Da erreichte mich der Befehl dieser Truppe, in der tatarischen Moschee eine Christvesper zu halten.

Freilich war ich dankbar, daß man meinen Dienst beehrte. Gleichzeitig aber wurde mir das Herz schwer. Ich hatte den Vormittag vorne in der Waldstellung verbracht und überall tiefe Niedererschlagen-

heit angetroffen. In einem Bunker, der als Kompaniegefechtsstand diente, saßen der Chef, ein Hauptfeldwebel und ein Gefreiter trübseelig um einen Kerzenstummel.

»Das also ist Weihnachten!« Einer rief's mir entgegen — alle dachten es im stillen. Im Frieden denkt man es sich so schön aus, wie man in einem solchen Falle nun redet und »Zeugnis ablegt«.

Ich brachte die Zähne nicht auseinander. Es war mir ja selbst die Kehle wie zugeschnürt. Daheim feierten Frau und vier Kinder das dritte Weihnachten ohne Vater. Und hier: der restlos steckengebliebene Angriff auf die Festung, die Verwundeten, die Toten, der graue Jammer dieser Tage.

Unterwegs war ich auf ein Panjepferdchen gestoßen, das einzige Lebewesen auf einer weiten, weißen Schneefläche. Seine Seite war aufgerissen und der Schnee darunter rot vom Blut. Der Kopf mit den zottigen, zusammengeflorenen, bereiften Haaren hing ganz tief zum Boden herab. Von Zeit zu Zeit überlief ein Zittern den ganzen Pferdekörper. Mit den Augen dieses todwunden Tieres sah mich der Jammer aller schuldlos leidenden Kreatur an.

Auch an einem toten russischen Soldaten war ich vorbeigekommen. Er saß wie lebend an eine Schneeaufschüttung gelehnt und schien vom Tode überliefert worden zu sein, als er sich gerade den linken Arm verbinden wollte. Ein Matrose, durch den Frost von jeder Zeichnung des Todes verschont, in seltener männlicher Jugendschönheit.

Warum nur? Warum das alles? Von Gott kam dies nicht. Hier hatten nur Menschen die Finger am Ab-

zug. Aber — was war dann mit Gott? In mir lehnte sich die gleiche Stimme auf, die ich von den Kameraden im Bunker hörte: »Das also ist Weihnachten!«

Ich konnte kein vernünftiges Wort sagen. Ein weihnachtliches Transparent stellte ich den drei Männern vor die Bunkerkerze. Sollte das Bildchen reden, wo ich es nicht mehr vermochte.

Auf dem Rückweg tauchte eine Felsenrotte vor mir auf. Sie war nach vorne in ihrer ganzen Breite offen, wohl zehn Meter lang und acht Meter tief. Ein Feuer brannte drinnen, mit gelbrotem Gezüngel und herausqualmendem Rauch, und um die Feuerstelle saßen Männer in dicken, weißen Lammfellmänteln. Auch eine Anzahl kleiner Russenpferde hatten dort Schutz vor der Kälte gefunden.

Man mußte nicht Pfarrer sein, um bei diesem Anblick an die Hirten auf dem Felde zu denken, an ihre Herden und an die Geburtsrotte in Bethlehem. Von da aus aber war es nur ein kleiner Sprung zu den Schafen im Evangelium und zur offenen Weihnachtstür.

Der Frühnachmittag im Tatarenstädtchen, der reich zwischen Schwererwundeten und Sterbenden im großen Saale einer ehemaligen Schule fand, zerschlug mir vollends alles weihnachtliche Fühlen, wie ich es von daheim und aus friedlichen Zeiten in den Kirchengemeinden gewohnt war.

Und nun sollte ich also predigen. Männern, fast Kindern noch, die vielleicht morgen sterben konnten. Ich würde es tun. Natürlich würde ich es tun.

Ein Christbaum war in der Stirnseite der Moschee

aufgestellt, heimlich geschmückt und mit Kerzen reich besteckt. Mein Mesner, Diakon in Friedenszeiten, richtete den Feldaltar, stellte das zimmerne Kreuz und die Leuchter darauf. Hinter der Säule auf einem Stuhl wartete das Grammophon, um uns Gesänge aus der Heimat zu spielen. Ja, soweit war alles bestens vorbereitet. Daß es ein mohammedanischer Betraum war, sollte uns nicht stören. Wir hatten Gottesdienste in Varietés, Kinos, in Werkräumen und zwischen den Maschinen eines Elektrizitätswerkes abgehalten, ich hatte unter der Erde gepredigt, in Stallgassen, neben den stampfenden Pferden und bei eisigem Schneewind im Freien. Nein, das alles bedeutete nichts.

Aber *was* sollte ich den Leuten sagen?

Von daheim durfte ich ja kaum reden. Das bolarte sowieso in jedem Herzen. Und die frohe Botschaft von der Geburt des Kindes? Wie würde sie in dieser Stunde wohl aufgenommen werden? Ein Gedicht von Walter Flex aus dem ersten Weltkrieg fiel mir ein: »Ein Schuß zerriß die Heilige Nacht, als lachte er der frommen Weihnachtslüge.« Würde man nicht auch jetzt so empfinden? Sollte ich ganz schweigen und das Evangelium allein reden lassen? Kamern aber die Männer mit dem Engelswort »Friede auf Erden« zurecht?

Harte Tritte störten mein dumpfes Grübeln. Von zwei Seiten strömten die Soldaten in die große, kalte Halle. Der Mesner zündete die Kerzen an, am Baum und auf dem Altare. Das Licht fiel über die vordersten Reihen, beleuchtete hagere, müde Gesichter. Dahinter wurden es immer mehr, die sich im Dunkeln

des Raumes zusammenballten. Es mußten Hunderte sein. Und ich sollte reden und wußte nicht, *was* ich reden sollte.

Da erklang die Schallplatte mit einem wundervollen Weihnachtslied des Berliner Domchores. Aber das war nicht das Richtige. Es riß auf, ohne zu verbinden.

Wir sangen zusammen »Vom Himmel hoch«. Das gehörte nun einmal dazu. Und die Männer sangen immerhin kräftig mit. Doch auch dieses Lied hing mit allzu viel zarten Goldfäden an zu Hause und an der Kirche des Heimatortes.

Ich las das Weihnachtsewangeliem und wollte es dabei bewenden lassen. Seine Kraft würde stärker sein als die Sprache des Transparentes, das ich ja auch wortlos hingestellt hatte.

Was nun geschah, war Wunder! Ein Weihnachtswunder, das sich an mir und den Männern vollzog inmitten des großen Wunders von Bethlehem. Weihnachten wurde uns neu geschenkt.

Satz um Satz wurde mir eingegeben, richtete mich auf und sprach von mir zu der Gemeinde über. Es war ein Gefühl, als würden wir alle unter den Armen gefaßt und emporgehoben. Wir hörten vom Elend der Geburt Christi. Von seiner Obdachlosigkeit und den armseligen Windeln im kalten Stall. Er sah uns an als einer, der hungern und dürsten mußte, der Enttäuschungen erlitt, den man gefangen nahm und martervoll verwundete. Er verblutete vor unseren Augen am Kreuz und starb.

Und wir fragten uns, ob es auch nur ein einziges Leiden in diesem Kriege gäbe, das er nicht selbst an

Leib und Seele erfahren habe. So würde das Kind in der Krippe uns zum verstehenden Freund werden in allem Elend, das unser harren mochte.

Und wir erkannten in ihm zugleich den Auferstandenen, Starken, der in jeder Not helfen konnte und auch heute in der Schuld und Verwilderung des Krieges sein vergebendes Wort sprach.

Es kam alles auf mich zu und ging von da aus weiter.

Wir sangen das alte Weihnachtslied von der verlorenen Welt, der Geburt des Heilandes und der großen Freude. Und wir konnten *wirklich* singen, ohne Bitterkeit und böse Nebengedanken. Die goldenen Fäden waren zerrissen. Der Silberfitter lag zertreten am Boden. Die zarten Klänge aus der Heimat — wir vernahmen sie nicht mehr. Weihnachten war uns neu, kraftvoll und herrlich geworden.

Zwei Tage später war unsere Armee von hinten eingeschlossen. Der Krieg verhärtete seinen Takt. Tod und Gefangenschaft blickten uns über die Schulter. Aber nun waren wir nicht mehr allein.

DREI WEISSWÜRSTE FÜR DEN PPARIER

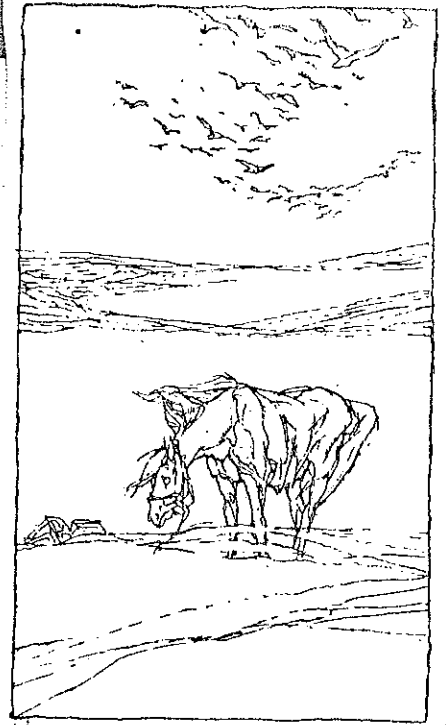
»Wunderaere« — so hatte einmal ein Deutsch-Professor meinem Vater erklärt — sei die mittelhochdeutsche Form unseres Familiennamens gewesen und bedeutete in jenen alten Zeiten einen Mann aus der Schar des »fahrendes Volkes«, der auf Messen und Märkten seine akrobatischen Künste zeigte. Was nun mich persönlich anlangt, so kann diese Behauptung wohl zutreffen, denn ich bin im Beruf und in den Kriegsjahren soviel hin und her gezogen und habe größte Freude am dauernden Wechsel empfunden, daß schon etwas vom Blutstrom der »fahrenden Leute« in mir kreisen könnte.

Auch nach dem Zusammenbruch und der Rückkehr aus der Gefangenschaft war meines Bleibens nirgends sehr lange. Zwei Jahre in einem fränkischen Dorf wechselten mit einer vierteljährigen Vertretung in einer Spessartgemeinde. Dann verplante ich meine auf sieben Köpfe angewachsene Familie für die gleiche Zahl an Jahren in das freundliche Schwabenland. Von dort aus kam ich an eine mainfränkische Großstadtgemeinde; nach einigen Jahren ging

Die Augen eines Tieres

Die Augen vieler Tiere haben uns nun in diesen Seiten angeblickt: erwartungsvolle, gierige, traurige, pfiffige, treue, stumpfe, angstgeweitete, wilde.

Aber *ein* Augenpaar kann ich nicht vergessen. Es wird mich verfolgen bis an mein Ende. Auf einer weißen Schneefläche stand ein kleines Pferdchen. Seine Seite war aufgerissen vom tödlichen Stahl. Der Schnee darunter rot von Blut, das sich immer mehr – nach allen Seiten, weiterfraß. Der Kopf des Panjepferdchens mit den zottigen bereiften Haaren hing ganz tief zum Boden herab. Von Zeit zu Zeit überlief ein Zittern den ganzen Körper. Es sah mich an . . .



alle müssen *wir* eintreten, die Jungen und die Alten. Als ihre Anwälte sind wir berufen, zu ihrem Schutze aufgestellt. Denn alle Augen sollen leuchten, lieben, froh sein . . . und auch im Schmerz in anderen Augen Trost finden.

Ja – wir leben unter den Augen von Menschen und Tieren. Wir leben zu einem

letzten Krieg will eigentlich nie etwas hören. Die Jungen schon nicht, weil es ihnen meist in dieser Art dargeboten, vorwurfsvollen Art dargeboten: „Wir haben die Kugeln pfeifen lassen, wir sind in den Bombenkellern gefressen, wir haben gehungert...“ Im Hintergrund lauert dann angesprochen – aber deutlich klar – der Vorwurf: „Und was habt ihr getan?“ Als ob sie etwas dafür getan, daß sie damals noch nicht dieser haßerfüllten Erde wehten.

Der auch wir Alten lassen nicht allein die Erinnerung an das graue Geschehen vor uns erstehen, vernarbte Wunden aufreißt und in neuen Zukunftsängste Öl gießt.

Über es gibt für den Einzelnen, in dem dunklen Erinnern, ein Aufleuchten besonderer Taten Gottes, überzeitlich sind und die zu verweigern ein Unrecht wäre.

Das Geschehen, von dem ich nicht will, spielte sich ab im Jahre 1942, auf der Halbinsel Krim, zur Winterzeit. Als Wehrmachtspfarrer hatte ich in den Vormittagsstunden die verschiedenen Stellungen besucht, einen Überfall gut überstanden, in welchem kleinen Behelfsbunker ich zu längerem Gespräch aufhalten. Und nun tappte ich hungrig und müde, durch tiefen Schnee zum nächsten Quartiersort entgegen – ein weiter beschwerlicher Weg.

Es ging zwischen Baumgruppen durch, die ungeheure Schneehaufen trugen. Dann wieder tat sich vor mir eine weite Schneefläche auf, fund und glitzernd, wie von tausend Sonnenballen. Dieser Rückmarsch zog mich viel weiter hinaus, als ich je gedacht hatte und so freute ich mich, die Durchqueren eines Waldstückes, die schneebedeckten Häuser des russischen Dorfes vor mir zu sehen. Längeres Ausruhen, Zwischenverpflegung – das alles schien mir zu winken. Schon der Gedanke an den nächsten Tag gab mir neuen Schwung zu freudigerem Ausschreiten. An den herannahenden Fahrzeugen aller Art konnte ich, daß der Ort mit seinen Häusern, in den Schnee geduckten Gassen und der einen geraden Straße stark mit Truppen belegt sein würde. Schon nach kurzer Zeit sah ich in einer Straßenausbuchtung die ersten Feldküche stehen, die ihren Rauch kerzengerade in die kalte Winterluft steigen ließ.

Sobald die jeweiligen Männer, die eine Feldküche bedienten, mich oder einen anderen Pfarrer an der Uniform als Geistlichen erkannt hatten, riefen sie uns in der Regel zu, man solle bei ihnen einkehren und fest mithalten. Diese Aufforderung war eine kameradschaftliche Selbstverständlichkeit. Ich kannte sie in den Dialekten aller Landsmannschaften.

Auch diesmal grüßte man freundlich. Doch unterblieb jede direkte Einladung. Trotzdem ging ich natürlich der militärischen Futterstelle entgegen und sah hoffnungsvoll in den Kessel.

„Er weiß viel tausend Weisen zu retten aus dem Tod...“

Da blubberten herrliche Linsen – offenbar schon fertig gekocht und bereit, hungrige Soldatenmägen zu füllen. Daneben lagen Wurstringe, die noch aufgeschnitten und dann wohl – Stück um Stück – zugeteilt werden sollten. Mir lief das Wasser im Munde zusammen. Linsen aß ich besonders gern und hatte schon wochenlang keine mehr gesehen. Ich mußte also deutlicher werden. „Dies ist mein Leibgericht“, sagte ich und ließ mich auf einer umgestürzten Kiste nieder. Der Wink mit dem Zaunpfahl half nichts. Da schlug ich ihnen den Zaunpfahl direkt um die Ohren. „Meine Frau macht das immer zu meinem Geburtstag. Da freue ich mich dann schon den ganzen Vormittag darauf.“ Es war nicht so, als ob die Männer mich ignorierten. Keineswegs. Sie fragten mich nach der Frontlage, sie erzählten ihrerseits von zu Hause – machten sich schließlich selbst her, als erste Essen zu fassen.

sen. Aber was meine Einladung betraf – da blieb ihr Mund geradezu rätselhaft verschlossen. So etwas war mir noch nie widerfahren. „Also gut“, dachte ich. Bitten, und womöglich abgewiesen werden – das lag mir nicht. Und doch hätte ich es sonst in scherzhafter Form getan, denn Hunger und Essenslust waren bereits übermäßig. Aber auch mir war der Mund wie zugeklebt. „Wenn ihr nicht wollt“, spann ich meine trotzig Gedanken weiter, „dann halte ich eben noch durch bis zum Quartier des Divisionsstabes“. Ich verabschiedete mich mit einem traurigen Blick auf die Linsen, empfing freundlichen Gegenruß der Kameraden – aber die letzte Hoffnung, daß man mich zurückhalten werde, zerrann.

So marschierte ich, rutschend und durch den Schnee stampfend, mühselig eine Anhöhe hinauf, verschwand in einem Rauhreifwald und schüttelte insgeheim den Kopf über soviel Sturheit, die sich aber nur auf die Einladung zum Essen, die ja eine Aufforderung zum Bleiben gewesen wäre, beschränkt hatte. Sonst hatte sich ja alles entgegenkommend verhalten, wie eh und je.

Dazwischen hörte ich es einige Male hinter mir rumsen. Das übliche Störungsfeuer, meist ohne Bedeutung.

Als ich schließlich, todmüde und vor Hunger gierend, das Quartier des Stabes betrat, fragte mich der Ia, das ist der Stratege der Abteilung, woher ich komme. Ich nannte den Namen des Dorfes.

„Da haben Sie Glück gehabt“, meinte er und sah mich ernst an. „Eben ist eine Meldung durchs Feldtelefon gekommen. Eine Granate hat mitten in die Feldküche geschlagen. Die meisten Kameraden sind tot...“

Ich ging in meine Kammer, warf mich auf den Strohsack und konnte es kaum fassen. Weshalb sollte gerade ich gerettet werden? Weshalb war der Mund der Kameraden „gehalten“? Doch warum wurde ich gerettet und keiner von den anderen? Das sind Rätsel der göttlichen Führung, die wir nie ergründen werden.

Kein Grund allerdings, die eigene Errettung nicht dankbar aus Seiner Hand entgegenzunehmen und eine Verpflichtung für das weitere, geschenkte Leben daraus zu lesen!

Was sollte ich predigen?

Am Nachmittag des 24. Dezember herrschte heftiges Schneetreiben. Ersatztruppen, die in dem tatarischen Städtchen einrückten und am ersten Feiertag in den häßlichen Kampf um Sewastopol geworfen werden sollten, stemmten sich todmüde gegen den wirbelnden Schneewind. Ich stand am Straßenrand und sah die blutjunge Mannschaft in ihre Quartiere taumeln. Die meisten zeigten eine erbitterte, erschöpfte Stummheit, die ergreifender wirkte als lauter Unwille. Ihnen sollte ich am Christabend den Gottesdienst halten.

Der brennende Baum war an der Stirnseite der Moschee aufgestellt. Das Grammophon mit Weihnachtsplatten aus der Heimat fehlte nicht. Der Zustrom der Besucher war unübersehbar. Kerzenlicht fiel auf junge, ausgemergelte Gesichter. Aber was sollte ich predigen? Von daheim durfte ich kaum reden. Das bohrte sowieso in jedem Herzen. Sollte ich nur das Evangelium verlesen? Aber wie kamen die Männer mit dem „Friede auf Erden“ zurecht?

Wir sangen „Vom Himmel hoch“. Dieses Lied hing mit allzuviel zarten Goldfäden an der heimischen Kirche. Ich las das Weihnachtsevangelium und wollte es dabei bewenden lassen.

rein sauberen nach Konfessionen unterschieden, gefeiert wird. Das Mahl vereinigt alle, die an ihn glauben. Ein-

Nicht zumutbar

Mein Mann trinkt schon am Morgen, dann legt er sich schlafen. Die Mahlzeiten nimmt er ein, wann es ihm paßt. Erst am Abend steht er auf. Einmal wurde er handgreiflich und schlug meine Tochter ins Gesicht. Als ich ihn bat, aufzuhören, fiel er über mich her, schlug mich und würgte mich. Bis heute kann ich den Gesichtsausdruck meines Mannes nicht vergessen. Seit dieser Nacht ist mein Herz irgendwie erloschen. Mit unserem Hausarzt habe ich über das Problem gesprochen, aber er geht nicht darauf ein.



Dann muß ein anderer auf Sie eingehen und versuchen, Ihnen und Ihrer Familie zu helfen. In einem persönlichen Brief, den ich Ihnen noch heute schreibe, nenne ich Ihnen eine Adresse – Jemand muß Ihrem Mann klarmachen, daß es nur zwei Möglichkeiten gibt: Entweder die Behandlung seiner Alkoholkrankheit in einer Heilstätte oder das Ende des Zusammenlebens mit Ihnen. Ihren Weggang haben Sie in dem Teil des Briefes, den ich nicht wiedergegeben habe, schon angedeutet. Wenn er sich nicht behandeln lassen will und Sie eine eigene Wohnung beziehen, darf Ihnen niemand einen Vorwurf machen. Das geringste Recht dazu hätte Ihr Mann. Vor einiger Zeit haben Psychiater im Österreichischen Fernsehen gesagt, daß

Auszug aus dem Eintrag in die Agenda I.

Dienstliche Verwendungen des Pfarrers Eduard WUNDERER

Präfekt im Alumnatum Regensburg	1926
Pfarrverweser in Aßberg b. Gunzenhausen	1927
Stadtvikar Nürnberg, Leonhard, Reichswehr dabei	1927 - 1930
Pfarrer in Kirchrimbach Steigerwald	1930 - 1935
Heerespfarrer Nürnberg/Fürth	1935
Wehrmachtöverpfarrer Nbg.Fürth, Erlangen	1938
Stellvertr.Wehrkreispfarrer Nürnberg	1938
Bezirksstandortpfarrer Sudetenland, Karlsbad	1939
Einsatz Böhmen/Mähren, Div.Pfr. 46.I.D.	14.3.39-5.4.39
Polenkrieg, Div.Pfr. 46.I.D.	1.9.39-28.9.39
Besetzung in Polen, dann Bad Driburg	28.9.39- Ende Dez.39
Grenzabschnittkdo.Süd, Kragau, Dienstaufsicht	1. 1. 40.
Dienstaufsichtsführender bei Ober-Ost, Polen,	Sommer 1940
Stellvertr.Wehrkreispfr.Gen.Kdo.Wiesbaden	Herbst 1940
Aufbau der 132.I.D. Landshut, Winter	Winter 40/41
Einsatz Jugoslawien Div.Pfr. 132.Inf. Div.	Frühjahr 1941
Rußland : Einsatz bei Kiew Div.Pfr. 132.	Sommer 1941
Odessea, Sinferopel, Sewastopol, Div.Pfr.	Herbst/Winter 41
Kampf um Sewastopol, Feodosia, Kertsch, 132.I.D.	Sommer 1942
Leningrad und Wolchowgebiet, Div.Pfr. 132.	Herbst, Winter, Sommer 42/43
Dienstaufsichtsführender Kr.Pfr.Brüssel	Herbst, Winter, Sommer 43/44
Arcepfarrer VIII. Ungarn, Slowakei	Herbst, Winter 44/45
Gefangenschaft u. Ende der Dienstzeit	9.5.45 - 6.6.45
Pfarrverweser Unterasbach b. Gzhs.	ab Juli 45
Pfarrer in Unterasbach	ab Sept. 46
Vertretung in AY-SENDEN	April 1947
Verweser in Michelrieth H.Heidenfeld	1.5.47-1.8.47
Pfarrer in Ay-Senden /iller	1.8.47-1954
Pfarrer bei St. Paul/Wzbg.Heidingsfeld	1954 - 1960
Religionslehrer b.d. Stadt Würzburg	ab 1.9.1960.
Oberstudienrat Mozartschule u. Schönborn.	1.7.1962
Gymnasialprofessor Schönbornschule(Gymn.)	1.4.1966
Pensionierung Wzbg.	31.8.68
Feste Vertretung bei St. Paul	1.10.72-31.1.73